



GASTKOMMENTAR

Konflikte sind
notwendig

► EVA-MARIA FABER über Zusammenhalt und Auseinandersetzung in der römisch-katholischen und reformierten Kirche.

Die Reformierte Kirche in Chur und Graubünden feiert ihre Ursprünge: Vor 500 Jahren, seit dem Jahr 1523, führte der neue Pfarrer der Martinskirche, Johannes Comander, reformatorische Anliegen und Praxisformen ein. Die Römisch-katholische Kirche tut gut daran, diese Vorgänge auch als Teil ihrer selbst anzusehen – nicht um den Reformierten ihre Geschichte wegzunehmen, sondern um daraus zu lernen. Historisch gesehen gehören die damaligen Ereignisse ohnehin noch in eine gemeinsame Geschichte. Dass es eine Konfliktgeschichte wurde, ändert nichts an der damaligen Zusammengehörigkeit.

Auseinandersetzungen und Konflikte sind notwendig; sie gehören zum Alltag von Gemeinschaften und Organisationen hinzu. Gewiss können Konflikte auch zu einem Bruch führen. Dies gilt allerdings in besonderer Weise für unbearbeitete Konflikte und die fehlende Bereitschaft, sich ihnen zu stellen. Aus diesem Grund trägt die Römisch-katholische Kirche einen grossen Anteil daran, dass die Auseinandersetzungen in der Reformationszeit langfristig nicht gemeinsam lösbar waren.

Im Rückblick auf die damalige Zeit tritt vor Augen, wie schwierig es damals war und heute ist, Zusammenhalt und Auseinandersetzungen zu verbinden. So schwierig dies ist, so wichtig ist es. Eine gemeinsame und gedeihliche Zukunft von Menschen und Gruppierungen hängt daran, dass der Austausch über unterschiedliche und manchmal auch kontroverse Anliegen und Positionen gelingt.

Ein Versuch, die damaligen Auseinandersetzungen auszutragen, waren öffentliche Gespräche über die Konfliktthemen. Sie wurden von der politischen Obrigkeit einberufen, da kirchliche Konflikte damals immer auch gesellschaftliche Konflikte waren. Für das vom Zürcher Rat einberufene Gespräch im Jahr 1523 wählte Huldrych Zwingli die Bezeichnung «Disputation». Die in Graubünden massgebliche Disputation fand im Jahr 1526 in Ilanz statt.

Solche Disputationen waren in der mittelalterlichen akademischen Welt üblich. Hier scheute man den Streit keineswegs – das Mittelalter war weniger dunkel, als es sein heutiger Ruf will. Es kannte Vielfalt, und es kannte gepflegte Auseinandersetzung. Die Disputationen dienten als akademische Streitgespräche der manchmal spielerischen, manchmal ernsthaften kritisch-konfrontativen Sichtung von Argumentationen. Eben dies sollte nun aber bei öffentlichen Disputationen geschehen, wie sie in Zürich, Ilanz und anderswo in der Schweiz stattfanden. Es sollten also nicht Eliten unter sich diskutieren, sondern alle sollten sich ein Urteil bilden können. Und es ging nun nicht (nur) um den Streit über Theorien, sondern um die Praxis vor Ort.

Die damals «altgläubige» Seite tat sich schwer, sich auf die vor Ort eingeleiteten Prozesse einzulassen. Denn diese bewegten sich in den Augen der bischöflichen Vertreter zu sehr jenseits der gelinden kirchenrechtlichen Strukturen. In der Folge fand auf den Disputationen – so könnte man pointiert sagen – nicht zu viel, sondern zu wenig Auseinandersetzung statt.

Die Römisch-katholische Kirche befindet sich heute diözesan und weltweit in einem «Synodalen Prozess». Dieser soll dazu dienen, kirchliche Entscheidungen besser an die Mitwirkung möglichst vieler zurückzubinden. Dieser «Synodale



Prozess» mit der griechischen Vorsilbe «syn» (mit) betont das Miteinander. Aber auch er wird um Auseinandersetzungen nicht herumkommen. Die Reformierten Kirchen haben nach und aus den Disputationen ihre synodalen Strukturen entwickelt, in denen sie ihrerseits bei aller reformiert gewohnten Pluralität um gemeinsame Wege ringen. Beide Kirchen sollten sich gegenseitig an ihren Erfahrungen der Spannung von Zusammenhalt und Auseinandersetzung Anteil geben.

EVA-MARIA FABER, Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie und Rektorin an der Theologischen Hochschule Chur.